Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 10

Artikel: Die englischen Debating Unions
Autor: Lätt, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748684

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE ENGLISCHEN DEBATING UNIONS

Die Diskussionen der englischen und amerikanischen Debating Societies sind gewissermaßen eine Wiederbelebung der Disputationen, welche in den hohen Schulen des Mittelalters einen Bestandteil des Curriculums bildeten, so gut wie Logik, Mathematik, Philosophie usw. Die Disputationen waren recht eigentlich der Maßstab der Gelehrsamkeit für Studenten und Lehrer, in einer Zeit, da alle Wissenschaft in Buchwissen, Auswendiglernen und Gedächtnisarbeit bestand und der Erfolg vor der Welt von der Beherrschung rhetorischer Fertigkeiten abhängig war. Rein formal waren also die Disputationen der Scholastiker Höhepunkte der Disziplin; sachlich allerdings bedeuteten sie einen Tiefstand des gesunden Forschens. Sie führten zu theologischen und philosophischen Haarspaltereien und oft genug zu hochnotpeinlichen Inquisitionen und Verfolgungen.

Eine neue Blüte erlebten die Disputationen im Jahrhundert der Reformation. Gerade die Vorkämpfer des neuen Glaubens suchten die Gelegenheit zur öffentlichen Disputation und sie verstanden es vorzüglich durch Inhalt und Form ihrer Reden zu überzeugen und zu belehren. Später bildeten die Jesuiten die Kampfmethode der Reformatoren zu ihrer eigenen Spezialität aus, und bis auf den heutigen Tag gehen aus ihren Schulen von den besten Rhetoren und Diskussionsrednern hervor, die oft genug auch in politischen Dingen vor dem Publikum sich selbst reifern Vertretern anderer Richtungen gegenüber als überlegen erweisen.

In Zerfall kamen die Diskussionsübungen im reformierten Lager sobald die neue Kirche ihrerseits in starren Glaubensartikeln und fester äußerer Organisation verknöcherte. Die streng orthodoxe und dabei stark materialistische Einstellung der hohen Geistlichen ließen sie die Diskussionen als lästige Einrichtungen empfinden, die dem Professor nur Mühe und Unbequemlichkeiten verursachten und die Studenten gar zu leicht in die gefährliche Versuchung führen konnten, sich über Dogma, Kirche und Menschen eigene Meinungen zu bilden und so Tradition und System zu gefährden. So beschränkten sich die Dozenten mehr und mehr auf das so bequeme und sichere Verfahren der

akademischen Vorlesung. Der Student fand seine Aufgabe ebenfalls vereinfacht, dadurch dass er nur fleißig nachzuschreiben brauchte, um nach gründlicher Repetition selig durchs Examen zu segeln.

Während so die Disputation als Fach aus den Programmen der Universitäten verschwand oder auf die Verteidigung der These oder gewisse Seminarübungen im geschlossenen Kreise beschränkt wurde, begann man im 17. und 18. Jahrhundert in freien Gesellschaften zu diskutieren. Literatur, Wissenschaft, Kunst, Politik, Philosophie und Musik wurden verhandelt und gepflegt in den sogenannten Akademien, in Tee- und Kaffeehäusern, in gelehrten Gesellschaften und in den Salons schöngeistiger Frauen.

Im 19. Jahrhundert griff die Lust am Debattieren wieder zurück auf die Studentenschaft. In Deutschland diskutierten die Studenten in den Burschenschaften, als diese noch Ideale hatten und nicht bloße Cliquen oder Schlägervereine waren. In England bildeten sich die *Debating Societies*, von denen namentlich zwei, die *Oxford Union Society* und die *Cambridge Union Society*, im Laufe eines Jahrhunderts zu Organisationen entwickelt haben, die den Neid aller andern Universitäten und die Bewunderung aller Freunde der akademischen Jugend herausfordern. Sie haben ihren Ruhm wieder auf die Universitäten selber zurückgestrahlt, als die anerkannten und bewunderten Pflanzstätten junger Staatsmänner aller Parteien. Für die Studenten sind die Unions goldene Brücken ins praktische politische Leben hinüber, eine Gehschule für oratorische Talente und künftige Parlamentarier, ein Fechtboden für himmelstürmerische junge Demagogen, ein Sicherheitsventil für viel jugendlichen Übermut und Unzufriedenheit, Orte, wo junge Volksbeglücker und Volksbefreier ihre Evangelien zuerst verkünden, wo sie ihre Überzeugungen im Wortgefecht mit andern ermessen und erhärten, ihre rhetorischen Künste ausprobieren, ihren Witz zuerst leuchten lassen, und in Hieb und Repartie, in Frage und Antwort, Argument und Gegenargument die Regeln des parlamentarischen Fair Play sich aneignen.

Die Cambridge Union war 1815 gegründet worden. Ihre jüngere Schwester in Oxford feierte letztes Jahr ihren hundertsten

Geburtstag. 1823 hatten sich in Oxford ein paar Studenten verschiedener Colleges zusammengetan, um, wie sie sagten, „in gegenseitiger Aussprache ihren geistigen Horizont zu erweitern, aus dem beengenden Rahmen der Colleges herauszutreten, und im Sinne der wahren Universitas denken und handeln zu lernen und Fühlung zu suchen mit einem weitern und mehr repräsentativen Körper der öffentlichen Meinung". Der erste Versuch war ein Misserfolg. Bald löste sich die Vereinigung auf, „weil die knabenhafte Dummheit einiger Mitglieder fortgesetzt die Diskussionen störe und lächerlich mache". Sofort aber traten im Geheimen die Führer wieder zusammen und gründeten auf neuer Basis die heutige Union Society zum Zwecke freundschaftlicher Diskussion über Fragen aller Art mit der einzigen wohlgemerkten Ausnahme theologischer Streitfragen.

Zu Präsident, Sekretär und Kassier kam schon im nächsten Quartal ein Bibliothekar hinzu, weil drei Mitglieder eine kleine Bibliothek gestiftet hatten, die anfänglich nur aus „Hansard", d. h. amtlichen Berichten über die im Unterhaus gehaltenen Reden bestand. Zuwachs an Mitgliedern und Zunahme des Vereinsmaterials führten zur Übernahme eines eigenen Vereinslokals. Hiezu war aber zuerst die Bewilligung des Proctors (= Pro-Rector), des mit dem Disziplinar- und Polizeiwesen betrauten Beamten der Universität einzuholen. Der Proctor nahm das Gesuch mit wenig Wohlwollen zur Prüfung entgegen und gab bald ablehnenden Bescheid. Die Gesellschaft war aber keck genug, dennoch im Geheimen zusammen zu kommen. Der Proctor erfuhr die Geschichte, erklärte die Union als eine unstatthafte Verschwörung und schickte einen Pedell, um die Rädelsführer vor sich zu zitieren. Der Pedell trat ins Versammlungszimmer, als gerade Samuel Wilberforce (der nachmalige berühmte Redner und seines Amtes Bischof von Oxford) eine hinreissende Rede hielt. — „Gentlemen", rief der Pedell, „der Herr Proctor lässt Ihnen befehlen, sofort die Versammlung aufzulösen und sich zurückzuziehen, jeder in sein College". Der Vorsitzende war der Situation gewachsen. — „Herr Pedell", antwortete er, „dieses Haus bestätigt den Empfang der Botschaft des Herrn Proctors und wird eine Antwort auf die Aufforderung durch einen seiner eigenen Beamten überbringen lassen". —

Staatsmännische Haltung und eine prächtige Situation! — Leute, die schon so zu sprechen verstanden, konnte kein Proctor niederzwingen und bald lernten die Professoren dieses Werk der Schüler mit höchster Rücksicht, dann mit steigender Achtung behandeln.

Im Jahre 1828 baute sich die Union ein eigenes Haus, das sich aber bald als zu enge erwies und deshalb seither fünfmal erweitert wurde. Der Sitzungssaal ist aber heute schon wieder zu klein, obschon er über 1000 Personen fasst. Die der Union gehörenden Gebäude und Grundstücke sind viele tausend Pfund wert. Das Vermögen wird nach englischer Art von vier Trustees, Mitgliedern der Gesellschaft, und einem Aufsichtsrat verwaltet. In Anbetracht der großen Vorteile, die aus der Mitgliedschaft resultieren, sind die Eintrittsgelder, Beiträge und Bußen recht hohe und werden von den jungen Seckelmeistern mit äußerster Strenge eingetrieben. Das Eintrittsgeld beträgt in Oxford 1 Guinea (21/-), der Quartalbeitrag ebenfalls 1 Guinea. Wer neun Quartalbeiträge bezahlt hat oder 10 Guineas auf einmal gleich beim Eintritt entrichtet, ist Mitglied auf Lebenszeit. Oxford zählt deren zur Stunde über 30,000, während die Aktiven (gegenwärtig Studierende) etwas über 1000 Mann stark sind. Die Bibliothek hat eine ähnliche Bedeutung wie diejenige der Museumsgesellschaft in Zürich. Sie wird fast so stark besucht wie die Bodleyan selbst, da sie auch Zeitungssäle enthält. Die Union hat ihre eigenen Restaurants, Smoking Rooms, Billard Rooms, Sitzungszimmer, kurz allen Komfort, den der Engländer in einem erstklassigen Klub zu finden gewohnt ist. Die Cambridge Union ist eher noch reicher als die Oxforder. Ihr Gebäude namentlich ist moderner eingerichtet. Der Sitzungssaal, die sogenannte „Hall", ist dem Lokal des Unterhauses in London nachgebildet, während dasjenige von Oxford gewisse Anklänge an das Oberhaus bewusst zum Ausdrucke bringt. Die Räumlichkeiten sind an beiden Orten künstlerisch ausgestattet. Diejenigen von Oxford wurden in den fünfziger Jahren, nach langen Diskussionen über Kunstfragen, an denen Leute wie Ruskin, Wm. Morris, D. G. Rossetti, E. Burne-Jones und der nachmalige Judge Hughes (der Gründer des englischen Alpenklubs) teilnahmen, durch acht junge Studenten, Mitglieder der Union,

ausgeführt. Sie alle wurden führende Meister ihrer Kunst. Das ganze Gebäude ist überhangen mit Porträts berühmt gewordener Mitglieder, Szenen aus der Geschichte der Union usw.

In beiden Universitäten ist die Union Society das eigentliche Zentrum des gesellschaftlichen Lebens, indem auch die literarischen und dramatischen Klubs, die politischen Parteiorganisationen (Oxford Conservative Society, Cambridge Liberal Society usw.), journalistische Klubs und sogar gewisse neusprachliche Seminarien der Universität im Union-Gebäude untergebracht sind. In Glasgow, um nur eine der neuen Universitäten zu nennen, ist die ganze Studenten- und Professorenschaft Mitglied der Union und Mitbesitzer der Gebäude, wozu dort noch eigene Studiersäle, Musikzimmer, Theaterräume, Tennis Courts, Cricket, Golf und Football-Grounds, Boote und Boothäuser, Turnhallen und Schwimmbäder kommen. Das sind Seitenentwicklungen (sie sind ja noch viel üppiger in Amerika), die aber mit dem Hauptzweck der Union nicht direkt zu tun haben, nämlich — die jungen Leute an das Sprechen in der Öffentlichkeit zu gewöhnen.

Leitung der Versammlungen, Formulierung und Behandlung der Anträge, das Abstimmungsverfahren, die feierlichen und ernsten Formen, das ganze Zeremoniell und das Geschäftsreglement sind genau den ungeschriebenen Traditionen des Unterhauses nachgebildet. Die Abstimmung geschieht nicht durch Stimmzettel oder durch Händeaufheben, sondern durch die sogenannte „Division". Die „Ja" gehen durch die Türe rechts hinter dem Präsidentenstuhle hinaus, die „Nein" zur Linken. Wer nicht bis zum Schlusse der Verhandlungen bleiben kann, geht einfach durch die entsprechende Türe hinaus und wird auch so gezählt. Das Reglement kennt auch das „Going into Committee" für die sachliche Behandlung grundsätzlich nicht umstrittener Fragen, also Arbeiten durch das ganze Haus, die bei uns Spezialkommissionen übertragen werden. Die „Private Business Meetings" behandeln hinter geschlossenen Türen die innern Geschäfte der Union, Wahlen, Budget und Rechnungen. Präsident, Vizepräsident, Bibliothekar, Stimmenzähler usw. wechseln jedes Quartal. So wird möglichst vielen Mitgliedern Gelegenheit gegeben zu Amt und Würden und zur

praktischen Leitung von Versammlungen zu kommen. Nur der Kassier bleibt zur größern Sicherheit ein ganzes Jahr im Amte. Ex-Präsident der Union ist ein Titel, auf den die glücklichen Besitzer Grund haben stolzer zu sein als auf den Doktorhut. Der Titel gibt zudem das Recht, jederzeit den Sitzungen des Vorstandes, des „Standing Committee", beiwohnen zu dürfen.

Einer öffentlichen Diskussion an einem hohen Tage beizuwohnen ist ein unvergessliches Erlebnis. Mir wurde es erstmals gegen Ende des Krieges in Cambridge zuteil. Zutritt zu den Galerien erhält man nur durch die Empfehlung eines Mitgliedes der Union. Punkt acht Uhr am Dienstag Abend zieht das Haus ein. Die Studenten der verschiedenen Colleges kommen mehr oder weniger geschlossen, um ihre Zahl zur Geltung zu bringen, und sie beziehen die ihnen durch die Tradition zugewiesenen Sitze; hier ein Grüpplein Trinity men, dort St. John's men usw. Emmanuel College führt heute Gäste ein von seiner Tochteranstalt, der berühmten amerikanischen Universität Harvard. In feierlichem Aufzuge erscheint der Präsident. Vor ihm her wird die „Mace" getragen, das Zeichen der Macht und Würde des „Speaker's". Hinter ihm kommen die Liktoren, die Stimmenzähler. Sobald der Präsident sich gesetzt hat, ist die Sitzung eröffnet. Er verliest rasch einige Mitteilungen und beantwortet möglichst kurz und witzig, jeweilen nur unter Angabe einer Nummer, die Fragen, die jedermann schon kennt, weil sie am Morgen am schwarzen Brett standen. Dort war auch schon seit fünf Tagen der Wortlaut der heutigen Motion zu lesen. Der Motionär und der Gegenreferent haben das Recht bis 30 Minuten lang zu sprechen. Diskussionsredner haben vor halb zehn auf 15 Minuten Anrecht, bis halb elf auf je zehn, nachher nur noch auf je fünf Minuten. Vor der Abstimmung hat der Antragsteller das Recht auf ein Schlusswort von fünf Minuten; andere Redner dürfen zur gleichen Motion nur einmal das Wort verlangen. Mit dem Namen des Redners wird immer auch derjenige des College genannt, dem er angehört, um so den Leuten zum Bewusstsein zu bringen, dass sie nicht für sich allein stehen, sondern das ganze College vertreten und immer andern zugleich, wie sich selbst, Ehre oder Unehre machen.

Und nun die Motion selber. Jedes Mitglied hat das Recht Diskussionsthemata vorzuschlagen. Ein besonderer Briefkasten ist zur Aufnahme der Vorschläge bestimmt. Das Standing Committee (einige Professoren, anwesende Ex-Präsidenten, je ein College Secretary und die Geschäftsleitung der Union) wählt die Vorschläge aus oder bestimmt selber ein Thema, wenn kein Vorschlag eingegangen sein sollte, was allerdings als eine Schande empfunden würde. Wenn ein Vorschlag angenommen ist, so ist sein Urheber verpflichtet, das Eintretensreferat zu übernehmen, sonst wird er gebüßt (10/6). Wenn sich auf die Ausschreibung hin keine Opponenten melden, so ist das Komitee verpflichtet, für ein Gegenreferat zu sorgen, indem es einfach eines der Colleges beauftragt, die Opposition zu übernehmen.

Aus der kontradiktorischen Art, wie so eine Frage behandelt wird, ergibt sich ohne weiteres der Vorteil der Diskussionsmethode gegenüber der Vortragsmethode. Der Redner hat nicht ein blind ergebenes, in Bewunderung oder in Modebegeisterung versunkenes Publikum vor sich. Wie glänzend er auch seine Idee vertritt und wieviele Herzen er auch im ersten Ansturm erobert, die Opposition wird unerbittlich die schwachen Stellen herausfinden und, wenn sie über mehr Kunst der Rede und Argumentation verfügt, kann sie ihn vielleicht schlagen. Eine Motion zu schlagen ist für die Beauftragten eine ganz besondere Ehre. Wer sich zum Anwalt einer neuen Idee aufwerfen möchte, wird schon durch die Rücksicht auf das wahrscheinliche Spiel der Opposition zur Vorsicht gezwungen. Wer aber seiner Sache sicher ist, wird in der guten Überzeugung nur gestärkt und lernt sie immer besser und sicherer vertreten. In der Union einen Sieg zu gewinnen ist eine Ehre, ebenso gut wie ein Sieg im Rudern, im Cricket oder Fußballspiel. Eine Motion zu verlieren ist eine Schlappe, die man möglichst bald auswetzen muss.

Gelegentlich werden auch Gäste zum Worte zugelassen, aber erst in der Diskussion: Staatsmänner, Schriftsteller, Gelehrte. Baldwin, Balfour, Asquith, Lloyd George, Bernhard Shaw, General Smuts, Admiral Jellicoe haben alle öfters in den Unions gesprochen. Solche Besuche großer Männer bewirken natürlich besondern Zulauf, haben aber den Nachteil, dass sie auf die

Diskussionsfreude der Studenten lähmend wirken und so in der Meinung der Standing Committees die Zwecke der Unions beeinträchtigen. Man ist deshalb dazu gekommen, die Zahl derartiger Anlässe auf höchstens drei per Quartal zu beschränken. Die Presse hat freien Zutritt und rapportiert regelmäßig über die Veranstaltungen, selbst die großen Londoner Blätter bringen Auszüge aus den Reden.

Mancher berühmte Staatsmann Englands hat in den Unions seine Karriere angefangen. Ich habe selber George Bernhard Shaw erzählen hören, wie sein Altersgenosse Mr. Asquith, nunmehr Lord Oxford, schon als Student durch seine ciceronische Beredsamkeit allen aufgefallen sei, so dass man unwillkürlich den künftigen Premier herausfühlte. Ähnliches erzählt Lord Curzon von Lord Birkenhead, einem der gegenwärtigen Führer der konservativen Partei. Das erste öffentliche Aufsehen machte übrigens die Oxforder Union durch eine Debatte des Jahres 1830, in welcher Gladstone, der nachmalige Ministerpräsident, so tapfer gegen Lord Liverpool und den Herzog von Wellington loszog, dass das ganze Land mit Freuden oder Entrüstung aufhorchte. Noch in den achtziger Jahren hat Gladstone einige seiner wichtigsten Reden gerne in den Unions gehalten, um zu zeigen, wie sehr es ihm am Herzen liege, mit der Jugend Fühlung zu behalten und mit ihr zu diskutieren.

Welche Fragen interessieren die jungen Redner? Darüber geben die jährlichen Berichte der Präsidenten Auskunft. Wir können hier nur einige aus den fünfzig Motionen des Berichtsjahres herausgreifen. — Am 16. Oktober 1923 findet Cambridge, „dass der zunehmende Einfluss der Presse auf die Gestaltung der öffentlichen Meinung zu bedauern sei". Über 900 Personen waren anwesend, dabei der berühmte Schriftsteller G. K. Chesterton und der treffliche amerikanische Journalist Mencken, die beide für die Motion sprachen(!). Am 13. November lehnte das Haus die Einladung „zurück zu Methusalah!" mit großem Mehr ab. Es handelte sich natürlich um eine Diskussion des gleichnamigen Werkes von Shaw. Gäste waren zugegen von Dublin und Edinburg. — Acht Tage später unterlag eine Motion, die einen liberalen Wahlsieg begrüßte, vierzehn Tage später kamen die Tarif Reformers ins Gefecht. Dann hegt das Haus

plötzlich „schwere Bedenken über die heranwachsende Generation". Am 12. Februar sprachen über 20 Redner über das geschichtliche Thema „Roundhead or Cavalier". Im Mai wurde gewünscht, „dass Amerika unverzüglich dem Völkerbund beitreten sollte". Eine Delegation von drei amerikanischen Rednern, Studenten der Colgate University sprach dagegen, wurde aber geschlagen. Gegenwärtig ist eine englische Mannschaft von auserlesenen Rednern in Amerika, um den sportlichen Besuch zu erwidern.

Im allgemeinen scheinen in Oxford mehr Redner zum Worte zu kommen als in Cambridge, 12 bis 24 pro Abend gegen 6 bis 10. Am 23. November wurde in Oxford die Frage der „Prohibition" besprochen, am 30. die „Rückkehr zu den Idealen der viktorianischen Zeit", am 7. Dezember „sieht dieses Haus das Heil in der Rückkehr zur reinen Privatwirtschaft". Im Januar wird „Frankreichs Politik als eine Gefahr für Europa" erkannt (Ruhr). Im Mai unterliegt mit einer Stimme der fröhliche Antrag „dass dieses Haus seine Enkel beneide". Im Juni, bei einem Zudrang von weit über 1000 Personen, erklärt ein Votant „der Friedensvertrag von Versailles entbehre aller Grundsätze der Weisheit und Gerechtigkeit". — Die Frage brachte Lloyd George selber auf den Plan, der nur so sein Werk mit einer knappen Mehrheit retten konnte. — Andere Besucher des Jahres waren Lord Curzon, Lord Robert Cecil, Mr. Pringle, der große Meister des parlamentarischen Humors, der Schriftsteller Hilaire Belloc und Dean Inge von St. Paul's, der Prophet Jeremia der gegenwärtigen Gesellschaft.

Wie sehr die Ehemaligen der Union zugetan sind, beweisen Ereignisse wie die Jahrhundertfeier der Oxforder Union, über die alle Zeitungen ausführlich berichteten. Ich habe vor mir den Bericht des Präsidenten, sowie die während drei Stunden geflossenen Festreden. Dem Bankett, an dem 700 Geladene teilnahmen, war am Vorabend eine große Debatte vor über 2000 Personen vorausgegangen über die Motion, „dass die Union zum Fortschritt der Kultur beigetragen habe". 50 Ex-Präsidenten waren zugegen. Der älteste war schon 1858 Mitglied der Union geworden. Zu Tische saßen nieder, neben dem gegenwärtigen Präsidenten, einem Manne von 23 Jahren, der Lord

Rector der Universität (Lord Curzon) und an Stelle des damals eben gestürzten Ministerpräsidenten Baldwin, der liberale Politiker Sir John Simon. Derselbe schloss seine Rede mit den Worten, welche sein genialer Führer Gladstone genau 50 Jahre früher an gleicher Stelle gesprochen hatte, „es ist nicht einer unter uns, der nicht gerne bekennen würde, wir lieben diese Schule (die Union) von ganzem Herzen". Lord Curzon sagte: „Die Union ist eine unentbehrliche Einrichtung der Universität geworden. Wir könnten auskommen ohne eine ganze Anzahl unserer Professoren, es ginge, nach der Meinung der Studenten, viel besser ohne Proctor. Man könnte Rektor und Lord Rector abschaffen, aber die Union nie! Ohne sie wäre die Universität ein geisterhaftes Haus, ein Phantom von dem was sie sein soll. Ohne die Union würde sie mit Recht zugrunde gehen." Lord Curzon erzählte dann, wie aus der Zahl der Ex-Präsidenten 21 Kabinett-Minister, 12 Bischöfe und 3 Erzbischöfe hervorgegangen seien, wie von den frommen Bischöfen einer von ihm als Präsident gebüßt werden musste „wegen unablässigen Dreinredens". Einmal habe das Haus gewünscht „kremiert zu werden", ein anderes Mal habe es den „Liberalismus als eine Häresie, eine Pestilenz und bemitleidenswerte Illusion" erklären wollen. Er erwähne dies zum Besten seiner lieben politischen Gegner Asquith und Simons, die ihren fatalen Irrtum immer noch nicht erkannt hätten. „Manches, was wir hier gehört haben," fuhr Curzon wörtlich fort, „„berührte die reinsten und feinsten Saiten unseres innersten Wesens. Hier haben wir unsere politische Schulung erhalten und uns das Auftreten und viele der Ideen angeeignet, für welche wir noch stehen. Einen großen Teil von dem, was wir sind und was wir getan haben, verdanken wir der Union, und wir sind überzeugt, dass sie auch in jüngere Herzen die gleichen Samenkörner säen wird."

Der jüngste Redner des Abends, der Bibliothekar, hatte in den alten Büchern nachgeschlagen und gefunden, dass die längste Diskussion sich in Extrasitzungen über drei Wochen hingezogen hatte. Es handelte sich um einen „bedauerlichen" Wahlsieg Gladstones. Der Bischof von Manchester erzählte, wie er einst gefordert habe, „das Interesse der Menschheit verlange die Abschaffung der Lords". Asquith, der ihm nachfolgte, ein Mann,

der so recht eigentlich das House of Lords gezähmt hat, musste bekennen, dass er nie so radikale Maßnahmen vorgeschlagen habe wie sein konservativer Nachbar. Er nennt die Union „die beste Pflegestätte, den gesundesten Tummelplatz für den künftigen Nachwuchs des Unterhauses. Die Unions sind eine große Macht im Lande und eine Garantie für die tatkräftige Mitarbeit der kommenden Generation an der fortschrittlichen Entwicklung der britischen Nation." — Lord Birkenhead pries namentlich den Umstand, dass die Union für das ganze Leben Freundschaften pflanze zwischen Studenten verschiedener Fakultäten und Colleges, zwischen Männern verschiedener geistiger und politischer Orientierung. — Eine Rede des Präsidenten geben wir am besten in ihrer ganzen Länge, weil sie zeigt, dass man in den Unions nicht nur vortrefflich sprechen, sondern auch gut schweigen lernt: „Meine Herren! Wir haben unter uns Gäste von Cambridge, Dublin, Durham, Edinburg. Dublin haben wir Grund hoch zu ehren, mit Cambridge freuen wir uns zu rivalisieren; Durham haben wir die Ehrenpflicht ein Beispiel zu geben, und Edinburg können wir die Bruderhand reichen. Meine Herren, das Wohl der Gäste!" — Ist nicht diese Rede des jungen Mannes ein Meisterstück? Diese Knappheit des Ausdrucks, diese Wärme der Gefühle, diese Meisterschaft der gesellschaftlichen Form und der Sprache versprechen viel für die Zukunft.

Können wir am englischen Vorbild etwas lernen, das auch für unsere Verhältnisse passt, und in welcher Form wäre es zu übernehmen?

Dass wir zu lernen hätten, ergibt sich aus dem Vergleich unserer Zustände mit den englischen. Unsere Akademiker sind viel schlechter als die englischen vorbereitet, geistige Führer ihrer Generation und bald des Volkes als Ganzes zu werden. Wir Deutschschweizer besonders sind gerne misstrauisch gegen schöne Reden. Den wenigsten von uns erscheint die Rhetorik heute als eine wünschenswerte Kunst. Wir bekennen uns zu unserer berühmten Sachlichkeit und Gründlichkeit, als ob sich diese Nationaltugenden nicht auch mit guter Form verbinden ließen. Müssen wir nicht mit Bewunderung und Neid die große Überlegenheit unserer welschen über die deutsch-schweizerischen Redner zugeben? Dabei entschuldigen wir uns gerne mit

Hinweisen auf unser nationales Temperament, das gar nicht rhetorisch sei, auf die Sprache, die ungelenk sein soll. Zeigen uns denn nicht auch ein paar Politiker der Gegenwart und Vergangenheit, dass es sich auch auf deutsch, selbst auf schweizerdeutsch, kräftig und trefflich politisieren lässt? Viel zu lange haben wir den öffentlichen Redner als einen politischen Ehrgeizling betrachtet, den man möglichst schnell mit Ämtern und Würden zum Schweigen bringen muss. Nicht mangelnde Begabung, nicht Sprachfehler, sondern unsere Bequemlichkeit, mangelnde Erziehung zum öffentlichen Auftreten und politischen Debattieren sind schuld, dass bei uns so wenige gute Reden gehört werden. In einer so hochentwickelten Demokratie wie der unsrigen ist es sicher ein Mangel, dass so viele Gebildete, selbst solche, welche trefflich die Feder führen, so schlecht zu sprechen verstehen. Es erregt fast Mitleid, wenn man sieht, wie akademisch gebildete Herren in Verlegenheit kommen, falls sie ein paar Worte unvorbereitet in öffentlicher Versammlung zu sprechen haben. Der eine bringt es nicht fertig, seine vielleicht ganz vorzüglichen Ideen in freier und sicherer Form zu gruppieren und interessant darzubieten. Der andere ist nervös, kann die Punkte nicht im Kopfe behalten und klammert sich verzweifelt an ein dürres Manuskript. Ein dritter spricht weder richtiges Deutsch noch echtes Schweizerdeutsch, sondern produziert ein lächerliches allemand fédéral, ohne Farbe, ohne Schwung, ohne Humor.

Mir sind diese Mängel immer ganz besonders an der schweizerischen Studentenschaft aufgefallen. Sie diskutiert heute herzlich wenig. Sie hat es ja so bequem. Große Redner kommen zu ihr für unser gutes Geld. So sitzt man einfach hin, horcht eine Stunde lang bewundernd zu und klatscht am Ende begeistert Beifall. Aber auch so hat man Gelegenheit, die mangelnde Sicherheit der Vertreter der Studentenschaft zu beobachten. Es ist vorgekommen, dass der Vorsitzende den Gast des Abends weder begrüßt, noch ihm am Schlusse das Referat verdankt hat, einfach weil er es nicht konnte. Kurz nach dem Kriege, während der Propaganda für den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund, war ich mit einem amerikanischen Gaste, der etwas von unserer Studentenschaft sehen wollte, Zeuge, wie der Vorsitzende schon

in der Eröffnungsrede ins Stottern und dann ins Stocken kam und selbst nach peinlichem Suchen in seinen Notizen sich nicht mehr zurecht finden konnte. Als sich dann noch einer der Redner einen ganz unparlamentarischen Ausfall zuschulden kommen ließ, da verlor der arme Präsident vollständig den Kopf. Ich gestehe, ich schämte mich vor meinem Gaste ob des kläglichen Schauspieles. Eine solche Situation zeigt am deutlichsten den großen Vorteil der englischen Schulung, wie sie durch die Debating Societies vermittelt wird. Von Natur aus ist der Engländer sicher nicht besser mit Sprachmitteln begabt als der Schweizer, er gilt ja eher als wortkarg. Wenn er aber etwas zu sagen hat, so tut er es in der einfachsten Form, aber mit einer Sicherheit und Ruhe, die uns zumeist abgehen. Nirgends werden in unserer Zeit bessere und wirksamere Reden gehalten, die oft bis ins einzelne durchdacht und künstlerisch vollendet sind, als im englischen Haus der Gemeinen, wo die Reden frei gehalten werden müssen, weil das Ablesen als ein Verstoß gegen den guten Ton empfunden wird. — Wie würde ein Versuch in diesem Sinne in unseren kleinen Parlamenten ausfallen? —

Auch die große amerikanische Demokratie hat von der englichen die rednerische Schulung übernommen, ohne indessen das Vorbild sklavisch nachzuahmen. Wo es nicht gelang, die Studenten zur Selbsttätigkeit anzuregen, nahmen die Mittelschulen und Universitäten das Diskutieren einfach in ihr Unterrichtsprogramm auf. Der Entscheid über den Wert der verschiedenen Reden wird nicht wie in England durch bloße Abstimmung für oder gegen die Motion festgestellt, sondern durch ein Schiedsgericht bestimmt. Man hat ja erst vor einigen Tagen in einer großen Zeitung unseres Landes lesen können, wie in Washington ein nationaler Wettkampf, ein olympisches Spiel der besten Debaters der führenden Universitäten Amerikas ausgefochten wurde. Tausende von Zuhörern drängten sich zum Versammlungsorte, Zehntausenden ermöglichte Radio das Zuhören. Senatoren und Deputierte amteten als Schiedsrichter, und Präsident Coolidge selber verkündete das Urteil und beglückwünschte die Sieger.

Bei uns haben die Studenten auch schon Versuche im Diskutieren gemacht. An einer Universität wurden Themata

besprochen wie „Student und Politik", „Student und Kirche", „Student und Liebe". Die Beteiligung soll sehr schwach ausgefallen sein. Wenige Redner meldeten sich freiwillig zum Worte, noch weniger sprachen gut. Die meisten begnügten sich mit der Rolle des Zuhörens und machten nachher überlegen wegwerfende Bemerkungen über die Sprecher und über die Leitung, die vielleicht der schwierigen Aufgabe auch noch nicht ganz gewachsen war. Wie die Dinge heute liegen, müssten wohl überall Anregungen zu neuen Versuchen von Professoren oder andern Freunden der Studentenschaft ausgehen, die durch Rat und Mitarbeit bei der Organisation oder durch Stiftung von Preisen die ersten Versuche ermutigen sollten. Eine solide Grundlage ist ja überall leicht zu finden. In zahlreichen Verbindungen wird das Debattieren über nationale Fragen geübt. In den Seminarien sollte jeder dazu kommen, über Fragen seiner Wissenschaft Vorträge zu halten. In beiden Fällen aber ist der Kreis der Zuhörer klein und ausgewählt, von einheitlicher und dem Redner zum voraus wohlbekannter geistiger Einstellung. Es ist aber etwas ganz anderes vor einem unbekannten, unberechenbaren aber kritischen Publikum über Fragen zu diskutieren, von denen jeder etwas versteht oder zu verstehen meint, wie dies bei politischen Problemen oder Theorien der Fall ist.

Müsste es nicht das Selbstvertrauen und die Tatenlust der jungen Generation stärken, deren Mitarbeit am politischen Leben wir schon so lange entbehren, wenn sie in freier Aussprache mit Gleichaltrigen sich eine eigene Meinung zu bilden suchte, statt nur immer passiv anzuhören was sogenannte Autoritäten ihr vordozieren? Freies Auftreten, richtiges Sprechen, selbständiges Denken und Handeln lernt man durch Übung, nicht durch bloßes Zuhören und Zuschauen.

Wir brauchten vielleicht auch gar keine neue Organisation zu den vielen bestehenden hinzuzufügen. Wo die Autorität der Leitung der Studentenschaft nicht ausreicht, um öffentliche Diskussionen zu veranstalten, könnten vielleicht die führenden Korporationen durch gelegentliche gemeinsame Veranstaltungen den Anfang machen. Am besten wird der Versuch gelingen, wenn das Debattieren als *ein Sport* aufgefasst wird, wie dies in England der Fall ist, wo die Regeln des sportlichen Fair Play

selbst in der großen Politik von jedem Gentleman beobachtet werden. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass solche Versuche von den akademischen Behörden, insbesondere von den Leitern der juristischen, historischen, volkswirtschaftlichen, pädagogischen und sprachlichen Seminarien begrüßt würden. Wenigstens moralische Unterstützung wäre zu erwarten von der Presse aller politischen Parteien, von Institutionen wie die Volkshochschule und die Staatsbürger-Kurse, von nationalen Vereinigungen wie die Gemeinnützige Gesellschaft, die Neue Helvetische Gesellschaft usw.; denn nicht weniger als England und Amerika bedarf unser Land eines tüchtigen akademischen Nachwuchses, selbstsicherer Führer für die Zukunft.

A. LÄTT

LE CENTENAIRE DES COMMUNES RÉUNIES

La réunion des communes sardes au territoire suisse, dont Genève vient de célébrer, avec un retard de dix ans, dû aux circonstances de la guerre, le centenaire, est le dernier accroissement de superficie dont ait bénéficié la Confédération. Ce fut la condition de l'accession de Genève à la Suisse, car nos pères n'auraient certainement pas admis cette ville dans leur alliance si elle avait été séparée de la Suisse et composée d'enclaves indéfendables. C'est la grande valeur pour nous de ces quelques communes, d'avoir permis à Genève de faire partie de la Confédération.

La réunion des communes catholiques à la république de Genève résulte de trois actes différents: le protocole de Vienne du 29 mars 1815, le second traité de Paris du 20 novembre de la même année et le traité de Turin du 16 mars 1816.

Le protocole de Vienne assurait à Genève une bande de terre le long du lac jusqu'à Hermance et le pied du Salève. Ce territoire, bien que cédé en droit, ne fut jamais remis à la République. Le traité de Paris du 20 novembre 1815 lui donna les communes catholiques situées sur la rive droite du lac et du Rhône, ainsi que la commune de Saint-Julien, restée jusqu'alors française. Enfin, le traité de Turin accrut le territoire cédé par la Sardaigne sur la rive gauche, désenclava le mandement de Jussy et celui